

# Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 56.

Donnerstag, 7. März.

1929.

(22. Fortsetzung.)

## Feuer auf den Höhen.

Roman von Else Wibel.

(Nachdruck verboten.)

Sep Sollern bückte sich, um Benita Mironows herabfallenen Handschuh aufzuheben. „Ich werde selbstverständlich das Telegramm vorerst nicht erhalten. Die Baronin Aglai hat es mir eben vollständig unmöglich gemacht, jetzt . . . nach diesem . . . von hier wegzugehen“, sagt er, als er dicht vor ihr steht.

Anna-Dorothee läßt ihre Mutter an diesem zerquälten Tag gar nicht mehr. Und Benita Mironow hält die weiche, junge Hand wie einen Schutz, oder wie in stummer Abbitte, unablässig fest.

Aber dann kommt es allmählich heraus, was dieses feilich sparsame Kind heute so ausgeschlossen sein läßt: der neue Plan ist es.

Jasper hatte ihn natürlich ausgehebelt. Alles, was Jasper sich ausdenkt, ist gut. Konstanze soll bis zum Herbst auf Starhof bleiben. Und Anna-Dorothee muß sie betreuen. Wer anders hätte das tun können? Muschi —? Ein unmögliches Gedanke! Also Anna-Dorothee bleibt zur Pflege hier. Und nimmt gleich eine Art praktischen Kursus in ländlicher Hauswirtschaft. Das schadet nie.

Anna-Dorothee bringt das alles nicht allein zutage. Der schlanke Junge, der ihr Weibum geweckt und es umgordet, hilft ihr dabei. — Benita Mironow kann den fragenden, bittelnden Augen, die beinahe angstvoll ihr Urteil erwarten, kein Nein entgegenhalten.

Und so glitt sie, allein gelassen von allen, in die Bitternis ihrer Einsamkeiten, als ob es nie mehr ein anderes für sie geben könnte.

Einige Wochen, nachdem Benita Mironow, allein diesmal, wieder in dem kleinen Fischerhaus am See angekommen ist, erhält sie einen Brief der Gräfin Violen. Die Landmarschallin schreibt auf dünnem Papier mit blauen Wasserlinien. Ihrer Schrift, groß, weit und beinahe männlich kräftig, sieht man es an, daß sie durchaus nicht für diese armen, schmalen Blätter eingerichtet ist.

Dies ist es, was die Landmarschallin mitteilt:

„Kommt alle Tage von Johanni zu uns heraus. Wir wollen Olaf Rahlow, der dann mit seiner jungen Frau zurück ist, einen Empfang bereiten. Ihnen zur Ehre wird am Abend ein großes Johannisfeuer auf unserer Höhe brennen. Sep Sollern versprach, es fachkundig zu schichten. Sagt ihm, daß wir ihn mit Freuden erwarten.“

Benita hat diesen Brief, ohne ein Begleitwort an Sep Sollern geschickt. Eine Antwort erhielt sie nicht.

Sie hat ihn in all den Wochen seit ihrer Rückkehr nicht gesehen.

Und eigentlich auch keine Sehnsucht nach ihm gehabt. Ihr Denken ist bei Anna-Dorothee. Immer ist es, als ob sie an ihr gut zu machen hätte . . . Oder ist es nur eine Art Flucht, die sie in dieses müterliche Miterleben wollen hineindrägt?

Denn wenn ihre Gedanken, in den paar unbewachten Augenblicken einer sonst unerbittlichen Selbstkontrolle, zu den letzten Tagen wandern, die sie mit Sep Sollern bei den Verwandten verlebt hat, so fühlt sie es immer wieder aufs neue: in einem Dornenmantel ging sie . . . Jeder Schritt war sinnlose Qual.

Manchmal dachte sie, daß nichts imstande sein würde, die Hölle dieser Schmerzen zu steigern. Aber dann, als sie daheim war, kam Kolya. Aufgelöst . . . aufs äußerste erregt . . . beinahe weinend. Er hatte den Kerl wiedergesehen, der das Barkenslepperlied damals sang.

Oh, nicht nahe. Wie so, daß man ihn hätte fassen lassen können. Da . . . dort . . . auf einsamen Waldwegen, in der dunklen Ecke eines gefüllten Wirtshauses, im Kahn.

Gewiß: Sinnestäuschungen total erlebiger Nerven. Aber eben darum schrecklich als Symptom.

Benita sah regungslos. Sie sah ihn an. Unter ihrem Blick kam siedige Röte in sein blasses Gesicht. Er stand schnell auf und ging.

Heute aber ist all das verwischt. Benita Mironow hat die Arme ausgestreckt, die Stirn auf die Knöchel der geballten Hände gelegt. In ihr ist eine ungeheure Sammlung. So geht sie mit Sep Sollern alle Wege, die ihn jetzt zu ihr führen. Sep Sollern wird kommen. Und sie werden heute die Feuer der Johannismacht brennen sehen.

Sie weiß es, auch ohne daß sie Nachricht von ihm empfangen hat.

Die Tage sind heiß. Manchmal ist es in der Dunkelheit wie Weinen über dem See.

Vor den niederen Fenstern stehen die bleichen Teller des Hollunders. Sie verlöschen nie ganz in der Nacht. Im Garten ist der Duft der Felder und das zarte Blühen pastellarbener Widen weht darüber hin.

Der Klang einer Trompete kommt gedämpft aus der kleinen Ortschaft am gegenüberliegenden Ufer. Eine Orgel wimmert.

„Indrif“, besinnt sich Benita Mironow. „Ist er wieder in der Nähe?“ Aber es scheint ihr ganz ohne Bedeutung in dieser Stunde.

Braune Wolken schieben sich hinter den Bergen vor. Jagen, immer dichter zusammengetrieben zu einer dunkel drohenden Herde vereint, über den See.

„Sep Sollern wird nicht kommen können. Ein Gewitter wird es verhindern. Oder stürzt vielleicht die Erde ein? Er wird nicht kommen . . .“, denkt Benita Mironow verzweifelt.

Und es erscheint ihr unmöglich, noch länger die Qual ihrer Sehnsucht und die Zärtlichkeit ihrer Hände zurückzudrängen.

Obgleich sie sich ganz klar bewußt ist, daß alles auch dann ungelebt bleibt, wenn er neben ihr ist.

Zäh aus der Stille fährt bläuliches Gezatz . . . Die Malven, welche die Wege des verwilderten Gartens säumen, biegen sich tief.

Er wird kommen, denkt Benita Mironow, grundlos beruhigt . . . Die Blumen meines Gartens grüßen ihn. Blumen fühlen alles nahende Elementare. Blumen und Tiere. Nur uns Menschen sind die Sinne stumpf geworden.

Sie bleibt ruhig auf der Bank unter dem Nussbaum, ganz vorn am See. Auch dann, als ein Blitzaufschlag das Wasser, nicht allzu fern ihres Platzes, zu schmaler Säule aufspeist. Sep Sollern wird sie hier suchen . . . Er soll sie finden . . .

Vom Haus her kommt jemand gelaufen. Benita

wendet sich nicht. Ein Fenster wirkt. Ihr Mann ruft ausgeregt etwas, das sie nicht versteht. Der See blinkt bössartig. Keuchend hebt und senkt sich sein Spiegel...

"Benita. War das Sep Sollerns Stimme? Wie ein Lufthauch nur wehte das Wort über ihr.

Regen stürzt schwer, feuchtwarm... Jemand legt eine schützende Hülle um sie.

"Wir können nicht hier bleiben. Kommen Sie... Ich habe Sie immer hier gesucht", sagte wieder die Stimme, die nicht mehr Sep Sollerns Frische besitzt.

Unter der offenen Tür steht Kolja und nestelt an einem Regenschirm.

Er läßt sich absolut nicht öffnen. Verzeih, Benita, ich komme zu spät. Wie konntest du nur so lange dich diesem Unwetter aussehen. Ich war in Sorge... Wo blieben Sie, göttlicher Meister? Man sah Sie nie mehr hier? Es ist wenig gastlich, wenn ich gleich hinzufüge: wollen Sie mich jetzt für ein paar Augenblicke entschuldigen. Ich ertrage sphärische Störungen sehr schlecht...

Der Versuch zu scherzen miklingt Kolja. Beständig geht ein Zucken über sein bleiches Gesicht. Gott, zu Hause verdunkelte einem der Kammerdiener beim ersten Herannahen eines Wetters die Zimmer. Und man lag still. So ertrugen sich diese quäsenden, nervösen Erscheinungen zur Not. Hier... Benita öffnete wenn möglich alle Fenster und ließ sich durchwehen, wie sie es nannte. Er geht mit einer höflichen Verbeugung gegen sie und ihren Gast.

Benita Mironow öffnet weit die kleinen Fenster. Kolja hat recht: es ist dies so ihre Gewohnheit, wenn die Wetter am See niedergehen. Sie liebt das kräftige Wehen, den feuchten Erdgeruch, das graue Rieseln und gespenstige Spiel der Tropfen. In dieser Stunde aber ist es nur eine Geiste... Sie kann Sep Sollern nicht in das Gesicht sehen, das erschreckend schmal und wie aus scharsem, faltigem Holz herausgeschnitten ist.

Aber dann ist auch das getan und man muß versuchen, eine Brücke über das Schweigen hinaüber zu schlagen.

"Wir wollen in mein Zimmer gehen. Sie kennen es noch nicht. Vielleicht finden Sie doch ein paar Sachen, die Ihnen Freude machen. Ich habe allerlei zusammengetragen, was gerettet werden konnte. Oft auf die abenteuerlichste Art.

Es gab viele Getreue unter unsren Leuten. Sie brachten geradezu persönliche Opfer, um Unwesentliches zu verbergen und uns wieder zu geben. Nur weil sie dachten, es werde uns Freude machen, scheut sie manchmal sogar Todesgefahr nicht. Das erfüllt mich immer wieder mit Dank."

Er verbeugt sich stumm und sie steigen die primitive Holztreppe zu dem Dachgeschoss hinauf.

Sep Sollern ist in einer seltsamen Verfassung. Er hat Benita in all dieser Zeit gemieden, um sich selbst wieder in die Hand zu bekommen. Denn so wäre es nicht weiter gegangen. An die ziellose Bedrängnis dieser letzten Wochen widerstandslos hingegangen, hätte er den letzten Rest einer leidlichen Mannesvernunft verloren. Jetzt, da er ihre Nähe wieder atmet, fühlt er sich sonderbar leer, wie ausgezehrt.

Und er sieht nur die Biegsamkeit ihrer Glieder, die königliche Haltung ihres schmalen Kopfes.

Sie öffnet eine Brettertür. Der Raum dahinter, in einem hellen Odergelb erglühend, scheint voll Sonne. Über vor den schmalen Tafeln der Fenster brechen die Wassermassen nieder.

Es ist zum erstenmal, daß er dieses winzige Zimmer betritt, das Eigentum Benita Mironows ist. Und ihre Seele eingefangen hält.

Er sieht sich um.

Da sind die geschweiften Bouletische, ein paar Kleinigkeiten aus altrussischem Silber und böhmischen Kristall in reizvoller Willkür über sie hingestreut, zwischen Blumen und Kobaltblauem Porzellan.

Da sind Miniaturen und die Zeichnungen schöner, alter Herrensze in weiten Parcls an den Wänden zwischen den Paravents. In ihre warmgetönten Holzfächer, die ein Ruhebett umschließen, sind primitive Straministereien eingelassen.

Benita Mironows Zimmer steht voll einer natürlichen heiteren Anmut.

Etwas wie eine Erlösung geht von diesem Raum aus. So ist Benita Mironow selbst.

Es ist alles nur verschüttet in ihr. Er wird es weden... bald... Sep Sollern stellt die winzigen, elsenbeinernen Chinesen, deren seine Arbeit er bewundernd betrachtet hat, wieder auf ihren kleinen Seidenteppich zurück.

Es ist gut, daß man Ihre persönlichen Dinge bergen konnte. Ein Leben zwischen den Handtrommeln aus Menschenschädeln wäre eine schlimme Dissonanz für Benita Mironow.

Es hätte ertragen werden müssen. Alles geht, wenn ein Müsken dahinter steht. Aber Sie haben recht: wo noch irgend eine Möglichkeit besteht, sollte man Altgewohntes festhalten. Schon der inneren Verfassung zuliebe.

Das ist es nicht. Nicht für Sie, Benita... Ihre Haltung blieb immer dieselbe. Auch wenn ein neues Kapitel beginnt...

Sie fühlen beide die ungeheure Spannung, die nach gleichgültigen Gesprächen verlangt. Sie kämpfen, lautlos...

Aus den zerrissenen Wolkenwänden kommt das infernalische Licht eines Gewitterabends.

Werden die Feuer brennen? Das Wetter ist vorüber...

"Ja, alles geht vorüber..."

"Alles geht vorüber... Nur das Leid ist das Wirkliche in der Welt. — Der große Weltweise hat recht."

Sep Sollern kommt in die Helle des Fensters. Seine Schulter berührt sie, kaum merklich.

Sie sollen nicht immer diese schweren Dinge lesen. Überlassen Sie das doch den andern. Die einen Ausgleich nötig haben für eine allzu leichte Daseinsform. Ich möchte Ihnen ein paar Sachen bringen, wenn ich wiederkomme. Mozarts Reise... die japanischen Sagen... Das ist Musik! Ströme von Duft, Licht, Schönheit sind darin gesangen. Alles, was in Ihre Hände gehört. Glauben Sie mir doch, Benita."

Ganz langsam wendet ihm Benita Mironow ihr Gesicht zu.

"Ich glaube, daß du Menschenseelen neu erschaffen kannst", denkt sie und schweigt. Aber dann sagt sie ganz rasch: "Wir wollen gehen. Ich werde Kolja rufen. Violens dürfen nicht auf uns warten." Und sie nimmt einen bereit gelegten Mantel vom Stuhl und bemüht sich dann, mit ihren unruhigen Fingern den Kragen zu schließen.

Darf ich helfen...?"

Er greift nach dem Knopf. Mit einemmal fährt er unbewußt in den Stoff, preßt seinen Mund darauf.

Benita bleibt steil aufgerichtet. Seine Augen sind dicht über den ihren. — "Du... Benita..."

"Nein", sagt die Frau, und bitteres Wehren macht ihre Stimme klanglos. "Nein..."

Er läßt gehorsam die Hände sinken. Sein Mund ist hart geschlossen. "Ich werde Herrn Mironow Bescheid bringen, wenn Sie es gestatten."

(Fortsetzung folgt.)

## Die Herenvögel von Wulfslund.

Von Hans v. d. Nordmark.

Wiebke Wulf — die Kinder aus Brockade nennen sie die grauhaarige Knusperhexe — besitzt eine Katenstelle zwischen dem Gehege Bößberg und den Düvelsklinter Tannen. Das Gehöft liegt weit ab vom Dorfe, und Hale und Fuchs sagen sich dort "Gute Nacht".

Die Alte hat nicht den besten Ruf, und keiner häst mit ihr Umgang. Wulfslund gilt als verrufen, und in der Umgebung ist's nicht geheuer. Im Frühjahr freischen die Eulen in den Hofeichen und aus dem Bößberg und dem Düvelklink schallt wimmernd und stöhnen Antwort. In stürmischen Winternächten aber heult's und singt's und peift's dort Schrill in den Lüsten. Die Klänge sind übernatürlich und nicht von dieser Welt. Wer am Tage Wulfs-

und besucht, staunt über die vielen Eltern, die dort ihr Wesen treiben. Auch das ist sonderbar. Wo nämlich die Hexenvögel häufig sind, ist nach dem Volksgluben der Böse nicht weit!

Im Dorfe munkelt man über Wieten so mancherlei. Man weiß, sie kann mehr als andere; ihr Vater war Schäfer, von dem hat sie's gelernt. In der Not findet aber dennoch so mancher aus den benachbarten Dörfern den Weg zu der verschrienen Alten. Wenn das Vieh „versangen“ ist, wenn es mit gebuntem Panzen in der Stallung liegt und alle Haushittel versagt haben, muß Wieten helfen. Die Alte ist immer bereit, sie kommt bei jedem Wetter. Sie läßt sich in den Stall führen, dort aber bleibt sie allein. Sie spricht mit den Tieren, und das kalte Geschöpf wittert die Hilfe und äugt siehend zu seinem Retter. Wieten aber murmelt ihre geheimnisvollen Sprüche, und von Stund' an weicht die Krankheit.

Wenn jemand an Gesichtsrose oder an näßenden Flechten leidet und die Mixturen und Salben des Doktors schlagen nicht an, wird Wieten zur Hilfe gebeten, und auch für diese Krankheiten kennt sie das bannende, erlösende Wort. Sie nimmt nichts für ihre Hilfeleistungen bei Menschen und Vieh; aber ein gutes Wort hört sie gern, und eine Tasse starken Kaffee nimmt sie noch lieber.

In jeder Woche wird Wieten bestimmt einmal gerufen. Wenn sie von diesen Gängen zurückkommt, begrüßt der zahme Kollkrabe sie, den schon ihr Vater hatte — und der ist bereits dreizehn Jahre tot — an der Hofspurte. Er bloßt auf dem Torpfosten, dienert, läßt die Schwingen und sprudelt in diesem Bach seinen Namen. Die lebhafte, gezähmte Elster aber flattert auf die Schulter der Herrin und ist außer sich vor Freude. Sie schärt und kreischt und ruft immer wieder: „Wieten, Wieten.“ Die Alte lacht und streichelt das anhängliche Tier und schmeichelt: „Ja, du bist ja auch gut!“

Wieten hat die Elster, die im Wulflund als verrufen gilt, gern. Sie folgt ihr den ganzen Tag bei ihrer Santiertung und unterhält sie durch ihr lebhafte Geplauder. Auch im Singen versucht sie's manches Mal und ebenfalls in der Nachahmung von Stimmen und Lauten. Den Hühnern hat sie das Gackern abgelauscht, und die Nachbildung des Quietschens und Knarrens der Schieblerre ist ihr geläufig.

An anderen Tagen ist sie zu Schelmentaten aufgelegt, die bald belacht, aber auch oft gerügt werden. Sie ärgert den Kollkraben und belästigt den Kater, der auf dem Eimerdeck träumt. Sie stiehlt alles, was blank ist, und trägt es in ihr Versteck im Wagenschauer und freut sich diebisch und fröhlich und kreischt über ihren gelungenen Streich. Wenn sie ihrer Herrin aber die blanken Strünnadeln aus dem halbfertigen Strumpfe sieht, läßt es Schelte.

Wenn im Frühjahr die Weiden in ihrem Käschenschmuck leuchten und die Haselbüschle ihre staubgefüllten Tröddeln im Märzwinde schwenken, ändert die Elster ihr Benehmen. Sie treibt sich den ganzen Tag im Garten umher, schlepp't Läschchen mit herum, sucht auf dem Erdboden, turtet im Gebüsch, trägt einen Strohhalm in die Krone des Zwetschenbaumes und wird nicht müde im Schadern und Kreischen. Die wilden Artgenossen aber, die in den Morgenstunden eifrig an ihren Nestern in der Linde und im Apfelbaum schaffen, antworten ihrem lehnföhltigen Ruf.

Zwei Elsternpaare brüten seit Jahren auf Wulflund, und Wieten läßt sie gewähren. Sie freut sich an allem, was Vogel heißt, und selbst den Drosseln und Staren trägt sie das Plündern der Kirschbäume und Beerensträucher nicht nach. Auch die wollen in leben!

In diesem Jahre errichtet sogar ein drittes Pärchen seinen Horst in der Nähe des Gehöfts, in der Ulme an der Wegekreuzung nach den Gehegen. Sein häuerlich wird der Nestkörper aus Zweigen und Dornen geformt und mit den Ästen der Astgabel verlochten. Die Nestmulde aber wird aus einer daumendicken Tonschicht gebildet und darauf mit Wurzeln und Tierhaaren gevollstet. Zum Schluß des brütenden Weibchens wird über dem Neste aus sperrigen Zweigen noch eine Schutzhäube errichtet.

Das Elsternest in der Ulmenkrone ist fertig. In den beiden anderen Horsten befinden die Weibchen bereits ihr Gelege, ihre sechs und sieben Eier von gelblichgrüner Grundfarbe mit der dunllen Fleck- und Strichzeichnung.

Im April schlüpfen die Jungen, und von nun an heißt es für die Elstervögel fleißig schaffen vom Morgengrauen bis zur Abenddämmerung, denn die Kinder sind ein hungrig Volk. Die Jungvögel erhalten Käfer, Larven, Würmer und Schnecken. Bald aber verlangen sie nach festerer Kost, und von nun an werden die Eltern zu gefährlichen Räubern. Planmäßig suchen sie die Felder, Knüppel und Dicungen am Waldrande nach Vogelnestern ab, und mancher Sänger hat seine Nestlinge zu beklagen.

Die Kleinvögel kennen die gemeine Gaunernatur der Elster, und ein Settern und Lärmen heißt an, wenn der schwatzweise Strauchdieb suchend das Buschwerk durchstöbert. Der Hexenvogel aber kümmert sich nicht um den

jammernden Angstzustand der Gaunäste. Er packt ein Zunahme verböhnt die Eltern durch teuflisches Lachen und streicht zum Horst und aßt seine Brut. Bald aber lehrt er zurück, und die übrigen Nesthöher erleben das gleiche Schicksal. Wenn aber die Nestersuche vergeblich ist, so lauert die Elster vor den Mauslöchern und erwischts manchen Nager.

Die jungen Eltern wachsen heran; sie werden flügge und begleiten die Eltern auf ihren Raubzügen, und kaum ein Nest bleibt ihnen Spähern verborgen. Wenn die Jungvögel zur Selbstständigkeit gelangt sind, verlassen etliche die Gegend und siedeln sich an, wo die Landschaft ihnen zusagt. Die Mehrzahl der „Heister“ aber bleibt auf Wulflund; dort gefällt's ihnen, dort genießen sie eine Freiheit. Und wenn im Winter das Futter auch an manchen Tagen knapp ist, sie halten durch, bis bessere Zeiten kommen.

Jahre gehen dahin. Die Elster wird zum Charaktervogel von Wulflund. Wieten, die Beschützerin der Hexenvögel, nimmt ein furchtbares Ende. Sie quält sich im Starrkampf zu Tode.

An ihrem Begräbnistage — es ist um die Osterzeit — schadern die Hexenvögel in Baum und Busch beim Gehöft. Die zahme Elster aber ruht im Vorarten ein über das andere Mal den Namen der Herrin.

Die Leute des kleinen Gefolges beobachten erstaunt das aufgeregte Benehmen der bunten Vögel. Der Schneider aus Brokrade, der bei keiner Leiche fehlt, flüstert seinem Neemann ins Ohr: „Hörst du, wie die Hexenvögel rufen? Der Teufel hat die Alte geholt, und seine Trabanten freikochen und lachen.“

## Legende vom Vorsprung.

Von Hans Nation.

Die ersten fünf Jahre lebten sie in vollkommenem Ein-  
flang. Ihr Schritt hatte das gleiche Maß und den gleichen  
Rhythmus. Sie sprangen über Bäche; sie ließen auf Stern  
die Hügel hinab. Die Dauer seines Atems war auch die  
Dauer ihres Atems. Was sein Herz ertrug, ertrug auch das  
ihre. Seine Genußfreudigkeit war auch ihr zugemessen. Er  
brauchte ihr keinen Vorsprung zu geben, und wenn er seine  
Kraft bremste und Rückstift übte, war es eine galante Ge-  
bärde, eine Übung zum Schein. Nie war sie reizvoller, als  
wenn sie die Schwäche, die Hilfsbedürftige, markierte.

Eines Tages erkennen sie die Wendeltreppe eines  
hohen Turmes, um einen vielgerühmten Blick auf die Stadt  
und das Gebirge zu genießen. Da blieb sie schwer atmend  
stehen und sagte: „Ich kann nicht mehr. Es ist zu stell.  
Mir schwindet, ich fürchte mich. Geh allein weiter; ich  
warte hier auf dich.“

Er genos allein und sie wartete. Von dieser Stunde  
an geschah das gleiche immer wieder. Sie blieb unten und  
er stieg hinauf. Sie war unverstehens ein wenig schwer ge-  
worden und konnte nicht Schritt halten. Sie wurde älter,  
reifer, wissender, und er blieb der ewig Junge. Seine rück-  
sichtslose Kraft wehrte sich trocken gegen den natürlichen  
Verlauf: langsam und stromabwärts. Sie glich einem Fluss,  
der die Mündung ahnt; er glich einem Sprudel, der an  
seine Unverfügbarkeit glaubt.

Sie dachte: eines Tages muß er ja doch in mich münden.  
Es ist wider die Natur, bergauf zu strömen. Sie spornte  
sich nicht, ihn einzuholen, denn in Wahrheit hatte ja sie den  
Vorsprung, und er war zurück. Sie machte sich nicht jünger.  
Sie ließ ihn gewähren, ein heimliches Lächeln im Blick. Sie  
sah, daß er unter seinem schlechten Gewissen litt und redete  
ihm gut zu: Verlage dir nur ja nichts, mein Junge. Geh  
auf Reisen. Willst du diesen Winter in St. Moritz Ski  
laufen? Such dir schöne Frauen an der Riviera. Du  
brauchst das. Ich habe Zeit.

Sie wurde in ihrer Art immer schöner, oder vielmehr: sie  
blieb schön, wie die Natur selbst, die ihren vorgeschriebenen  
Weg erfüllt. Er sah es nicht und ging mit billigen Frauen,  
die seinem unbändigen Scheinwesen etwas vormachten. Er  
lebte in einem Krampf, den er für Kraftfülle hielt. Sie  
bewahrte sich; er versetzte sich. Sie erneute sich in ihrer  
schönen, reifen, dusdenden Mütterlichkeit; er verbrauchte sich  
in seiner unbändigen Gier.

So kam die Zeit heran, da er, ein Ausgeglichenster, zurück-  
lehrte zu einer Leuchtenden. Und da war sie es, die, um  
ihren Vorsprung nicht merken zu lassen, sich kühler, stiller  
stellte, als sie war. Sie hielt in dem Gebrechlichen, der  
immer noch auf seine Kraft stolz war, die Illusion aufrecht,  
indem sie sich auf seinen Arm stützte. Sie wachte sich seinem  
schleppenden Schritt an. Ihr Herz verlangte nicht mehr,  
als das seine ertrug. Sie gab ihm den Glauben, daß er  
es sei, der Rückstift über. Sie markierte die Schwäche, die  
Hilfsbedürftige, und er war es, er, das alt, aber nicht klug  
gewordene Kind.

So waren sie wieder, wie einst, im Gleichklang.

## Aufnahme- und Wiedergabeversfahren des Tobis-Tonfilms.

Von Ernst Trebesius.

Obwohl die Aufnahme und Wiedergabe von Schallwellen mit Hilfe des Phonographen bereits ein halbes Jahrhundert, und die Aufnahme und Wiedergabe bewegter Szenen mit Hilfe eines Zelluloidstreifens schon vier Jahrzehnte bekannt sind, gelang die aufwendendstellende Verbindung von Ton und Film erst in der Nachkriegszeit. Von den vielen Erfindern, die die schwierige Aufgabe zu lösen versuchten, konnten die drei gemeinsam arbeitenden deutschen Fachleute Engel, Masolle und Vogt zuerst einen einigermaßen befriedigenden Tonfilm herausbringen. Ihr Tri-Ergon-Tonfilm lief 1923 in vielen großen Lichtspielhäusern, als neuestes technisches Wunder vom Publikum viel bestaunt, bei den Filmherstellern und Kinobesitzern jedoch noch keinen allzu großen Widerhall findend, da er einen besonderen Kinoprojektor voraussetzte.

Diese Zurückhaltung der Fachleute machte dann allerdings im verflossenen Jahre einem um so größeren Optimismus Platz. Die amerikanischen Filmhersteller haben plötzlich ihr Herz für den Tonfilm entdeckt, und gedenken in Kürze nicht nur ihr eigenes Land, sondern auch den alten Kontinent mit ihren Tonfilmen zu überschwemmen. Um dieser Gefahr zu begegnen, wurde im Sommer des verflossenen Jahres das Deutsche Tonbild-Syndikat (Tobis) gegründet, das die vier Tonfilmverfahrer von Tri-Ergon, Meister, Küchenmeister und Petersen-Poulsen vereint. Da die ersten Tonfilme der Tobis zurzeit in zahlreichen deutschen Lichtspielhäusern vorgeführt werden, dürfen einige Erläuterungen über die Technik der gleichzeitigen Aufnahme und Wiedergabe von Ton und Bild willkommen sein.

Zunächst sei darauf hingewiesen, daß es zwei grundverschiedene Möglichkeiten für die Fixierung von Geräuschen gibt, nämlich die Schallplatte des Grammophons und die Photographie der Schallwellen. Die Aufnahme der Töne mit Hilfe der Schallplatte ist ohne Zweifel das einfachere der beiden Verfahren, doch macht der Gleichlauf bei der Wiedergabe des Films und der Töne erhebliche Schwierigkeiten. Diese Schwierigkeiten sind allerdings, wie der Lignose-Hörfilm nach dem System Breusing lehrt, in letzter Zeit völlig überwunden worden. Wenn sich die Tobis gleichwohl für die optisch-photographische Methode, die die Umwandlung von Tönen in Lichtschwankungen gestattet, entschied, so mögen die Erwägungen nach möglichster Vereinfachung der Wiedergabeapparatur den Ausschlag gegeben haben. Statt des Kinoprojektors für die Vorführung des Films und des Grammophons für die Wiedergabe der Töne, wie sie beim Lignose-Hörfilm erforderlich sind, benötigt man bei der Wiedergabe eines Tonfilms nach der optisch-photographischen Methode nur eine kleine Zusatzausrüstung, die am Kinoprojektor angeschraubt wird und keine besondere Bedienung erfordert. Die Tobis hat diesen Zusatzausrüster als Einheitsapparat, der sich an jedem Vorführungsapparat anbringen läßt, gebaut. Ihr Tonfilm hat die normale, internationale festgelegte Breite von 35 Millimeter; er kann deshalb in jedem Projektor, der mit der Einheitsapparatur ausgerüstet wird, abrollen. Da die Töne auf dem Filmstreifen fixiert sind, braucht nur dieser verändert zu werden, während beim Schallplatten-Tonfilm auch die zugehörigen Schallplatten zum Verstand gebracht werden müssen.

Die von der Tobis herausgebrachten Tonfilme werden im wesentlichen nach der Arbeitsmethode des Tri-Ergon-Tonfilms hergestellt. Bei der Aufnahme eines Tri-Ergon-Films werden alle Geräusche von einem Reiß-Mikrofon in elektrische Impulse verwandelt. Diese elektrischen Stromschwankungen werden durch eine Verstärkerröhre etwa 100 000fach verstärkt. Sie sind daher imstande, eine elektrische Aufnahmelampe zum Aufleuchten zu bringen. Je nach Stärke und Art der aufzunehmenden Geräusche wird die Membran des Mikrofons in stärkere oder schwächere Schwingungen versetzt. Diese Schwingungen seien sich im Mikrofon in gleicher Weise in elektrische Stromschwankungen um, wie es uns vom Fernsprecher her bekannt ist. Die Stromschwankungen bringen nach entsprechender Ver-

stärkung durch eine Röhre die elektrische Aufnahmelampe zu mehr oder weniger starkem Aufleuchten, und diese Lichtschwankungen werden auf einem zweiten Film, der in einem besonderen Apparat mit gleicher Geschwindigkeit wie der eigentliche Aufnahmefilm läuft, aufgenommen. Im Gegensatz zur Schallplatte, auf die man die Schallwellen mit einem Stift einprägt, werden also bei dieser Methode die Schallwellen in Lichtschwankungen umgewandelt, die in bekannter Weise auf einem Film photographiert werden. Beide Filme werden nach der üblichen Behandlung auf einem gemeinsamen Positivfilm kopiert, der bei der bereits erwähnten ersten Vorführung im Jahre 1923 statt der Normalsbreite von 35 Millimeter eine Breite von 42 Millimeter besaß. Deshalb waren damals besondere Vorführapparate für den Tri-Ergon-Film erforderlich. Die aufgenommenen Töne waren am linken Rande des Filmstreifens als schmales Band ineinander verflochener hellerer oder dunklerer Querlinien sichtbar.

Die Aufnahme der Töne erfolgt auch heute noch auf einem zweiten Film. Dessen Aufzeichnungen werden dann jedoch auf einen Normalfilm von 35 Millimeter Breite übertragen. Da der 3 Millimeter breite Tonstreifen innerhalb der Perforation neben den eigentlichen Bildern untergebracht wird, so müssen die Bilder um 2 Millimeter verschoben werden. Diese Veränderung der Bildbreite wird bei der Vorführung der Tonfilme im allgemeinen gar nicht bemerkt. Für den Film selbst ist die Verlegung des Tonstreifens innerhalb der Perforation sehr wesentlich. Er ist auf diese Weise geringeren Beschädigungen ausgesetzt, als wenn er hart am Rande sitzt, wie es früher der Fall war.

Bei der Filmwiedergabe wird das Aufnahmeverfahren gewissermaßen rückwärts durchschritten. Der 3 Millimeter breite Tonstreifen (das Phonogramm) wird durch eine zweite Lampe völlig getrennt von der Projektionslampe durchleuchtet. Je nach der mehr oder weniger großen Lichtdurchlässigkeit des abrollenden Phonogramms wird der den Film durchdringende Lichtschein mehr oder weniger geschwächt. Eine sehr empfindliche Lichtzelle verwandelt die Lichtschwankungen in elektrische Stromschwankungen, die schließlich mit Hilfe einer Membran genau wie beim Fernsprecher in Schallwellen umgewandelt werden könnten. Natürlich genügt für die Wiedergabe der Töne, die ja auch das größte Kino bis zum hintersten Platz durchdringen soll, eine gewöhnliche Membran nicht. Man verwendet hierfür eine Anzahl Lautsprecher, die in bestimmter Anordnung hinter der weißen Wand verteilt werden.

Eine besondere Schwierigkeit bereitete der Umstand, daß der Tonfilm kontinuierlich, also ununterbrochen laufend, aufgenommen werden und ebenso gleichlaufend wieder vorgeführt werden muß. Wollte man den Tonstreifen ebenso rückwärts vorführen wie den Bildstreifen, so würden die Töne rückwärts ans Ohr gelangen. Das Ohr läßt sich jedoch nicht täuschen wie das Auge, das die rückwärts Vorführung der Bilder gar nicht bemerkt. Nun wurde bereits gesagt, daß der Tonstreifen links vom Bildstreifen auf dem gleichen Film untergebracht wird. Also galt es, den Film für die Bilder rückwärts und für die Tonwiedergabe ununterbrochen laufen zu lassen. Diese auf den ersten Blick schier unlösbare Aufgabe wurde in geradezu klaffender Weise gelöst, indem man den Bildprojektor vom Tonprojektor räumlich trennte. Der Abstand von 36 Zentimeter genügt bei der Tobis-Einheitsapparatur bereits, um diese Aufgabe restlos befriedigend zu lösen. Der am Bildfenster vorübergelaufene Film wird nicht gleich von der unteren Trommel aufgewickelt, sondern er durchläuft erst den räumlich getrennten Tonprojektor, wo der Tonstreifen durchleuchtet und damit die auf ihm fixierten Schallwellen aus dem Schlafe geweckt werden. Beim Durchgang durch das Bildfenster muß natürlich der 3 Millimeter breite Tonstreifen abgedeckt sein.

Das Zusatzerät zur Vorführung der Tobis-Tonfilme läßt sich, wie bereits ausgeführt wurde, an jeder normalen Vorführungsmaschine anschrauben. Der Antrieb erfolgt vom Bildprojektor aus durch Riemen und Riemenscheibe. Zu jedem Apparat gehören zwei Gruppen von Lautsprechern. Jede Gruppe umfaßt fünf elektrostatische und einen elektrodynamischen Lautsprecher. Die gruppentypische auf Holzwänden angeordneten Lautsprecher werden links und rechts der Vorführungsleimwand aufgestellt.